



Simone Frieling Da
rauscht
*Rilke und
die Frauen* das
Herz

blue notes

ebersbach & simon

Simone Frieling

*Da rauscht das Herz
Rilke und die Frauen*

Mit Grafiken von
Simone Frieling

ebersbach & simon

Frauen fühlten sich magisch angezogen von Rainer Maria Rilke, obwohl er äußerlich nicht dem männlichen Idealbild entsprach. Doch seine Sensibilität, seine einfühlsame Art und vor allem sein dichterisches Genie ließen ihn als perfekten Partner erscheinen. Rilke hatte im Laufe seines Lebens zahlreiche Geliebte, Gönnerinnen und Gefährtinnen, darunter Lou Andreas-Salomé, Clara Rilke-Westhoff, Marie von Thurn und Taxis, Baladine Klossowska, Marina Zwetajewa und Nanny Wunderly-Volkart. Auch seine Mutter Phia Rilke und die einzige Tochter Ruth lebten bis zum Ende ihres Lebens in seinem Bann.

Doch auch wenn Rilkes Sehnsucht nach Liebe ihn selbst zu vielen Frauen hinzog, kam es nie zu einer dauerhaften Beziehung. Simone Frieling porträtiert die wichtigsten Frauen in Rilkes Leben, beleuchtet ihre Beziehungen zu ihm und geht der Frage nach, welche Bedeutung sie für sein Leben und Werk hatten.

Simone Frieling, 1957 in Wuppertal geboren, lebt als Malerin und Autorin in Mainz. Sie veröffentlichte Erzählungen, Romane, Essays, literarische Sachbücher und Anthologien. 1998 erhielt sie den Martha-Saalfeld-Literaturpreis. Ihre Ölbilder, Aquarelle, Pastelle und Grafiken wurden in zahlreichen Ausstellungen gezeigt. Zuletzt bei ebersbach & simon erschienen: *Mit den Augen einer Frau. Paula Modersohn-Becker, Käthe Kollwitz und Ottilie W. Roederstein* (2023).

Inhalt

*Rose, oh reiner Widerspruch, Lust, Niemandes
Schlaf zu sein unter soviel Lidern – 9*

Der Abschied

Ich muss auf das Klingen warten in der Stille – 19
Der Dichter

Nicht, daß sie harmlos sei – 34
Die Kindheit

Von ihr zu mir war nie ein warmer Wind – 49
Die Mutter Phia Rilke

Du Wahrsagerin – 67
Die Geliebte Lou Andreas-Salomé

*Ich möchte alle vergessen, meine Frau
und mein Kind, und alle – 85*
Die Ehefrau Clara Rilke-Westhoff

Ach, meine gütigste Fürstin – 106
Die Mäzenin Marie von Thurn und Taxis

*Wenn jemand uns zusammen träumt,
dann treffen wir uns – 121*
Eine Liebe in Briefen: Marina Zwetajewa

Literatur – 139

*Meinem Mann
zugeeignet*

Es ist so natürlich für mich, Mädchen und Frauen zu verstehen; das tiefste Erleben des Schaffenden ist weiblich –: denn es ist empfangendes und gebärendes Erleben.

Brief an Emmi Hirschberg vom 20. November 1904

Ich bin kein Litterat, lieber Freund, und vielleicht nur Dichter zu meinem eigenen Herzen hin, meine Arbeit ist herrlich, aber ich werde sie nie den Händen der Engel entreißen und immer nur handeln wenn Engel da sind.

Brief an Karl von der Heydt vom 11. März 1913



Ich muss auf das Klingen warten in der Stille

Der Dichter

Nachdem Rilke mit gerade 51 Jahren – seinen Geburtstag am 4. Dezember hatte er noch bewusst in seinem Krankenzimmer erlebt – am 29. Dezember 1926 gestorben war, erhoben sich viele Stimmen, seinen Tod zu beklagen. Nicht nur das Verstummen des Schöpfers von einzigartiger Dichtung wurde beklagt, sondern auch seiner besonderen Persönlichkeit nachgetrauert.

Zwar hatte Rilke zu Lebzeiten immer wieder die Einsamkeit gesucht, um ohne Störungen und Ablenkungen arbeiten zu können, in literarisch ›unproduktiven‹ Zeiten aber gewissenhaft Kontakte zu Freundinnen und Freunden, zu Kollegen, Mäzenen und Verwandten gepflegt. Das tat er meist schriftlich. Da fast alle Adressaten den Wert seiner formvollendeten Briefe einzuschätzen wussten und sie wie etwas Kostbares behandelten, hat sich ein großer Teil seiner Briefe erhalten.

Oft hinderte das Briefschreiben Rilke am ›eigentlichen‹ Schreiben. Das machte ihn verdrießlich, dem Inhalt der Briefe aber merkt man seinen Unmut nicht an. Um seiner Briefpflicht nachzukommen, musste er sogar von Zeit zu Zeit Namenslisten zusammenstellen, die er dann Adressat für Adressat abarbeitete. Diese Beschäftigung konnte über viele Wochen gehen – bis hin zur geistigen Erschöpfung. Dabei fragte er sich: »Gott weiß, wozu ich so viele

Beziehungen unterhalte, manchmal denk ich es ist ein Ersatz für Heimat.« Rilke nahm das Briefschreiben ebenso ernst wie das literarische: »Ich habe in schlechten Tagen nur tote Worte, und die sind so leichenschwer, daß ich mit ihnen nicht schreiben kann, nicht mal einen Brief.«

In Zeiten der Einsamkeit war das Briefschreiben seine Art, in Kontakt mit der Welt zu bleiben. »Es giebt viele Momente, die ich so im Gespräch mit Ihnen bringe, aber nur diesen einen kann ich nothdürftig aufschreiben«, beteuerte er der Gattin seines Mäzens Karl von der Heydt. Natürlich antwortete man ihm auf seine Postsendungen, die häufig auch seine neuesten Arbeiten enthielten. Am meisten liebte Rilke die Adressaten, die sich positiv mit seinen literarischen Schriften auseinandersetzten. »Zu erfahren, daß mein kleines Rodin-Buch Dir viel ist, Lou, war mir eine unsagbare Freude«, antwortete er seiner Freundin 1903. »Nichts könnte mich so mit Sicherheit und Hoffnung erfüllen wie dieses Jasagen von Dir zu meinem erwachsensten Werke. Nun *steht* es erst für mich, nun ist es erst vollendet, anerkannt von der Wirklichkeit, aufrecht und gut.«

Wie wohl dem Einsamen dieses »Jasagen« tat, der sonst nichts hörte außer seiner inneren Stimme, die oft genug seine Art zu leben in Zweifel zog: »Wenn schon mein Beruf an sich schwer anwendbar und am Täglichen nutzbar zu machen ist, so ist meine Unfertigkeit noch ein Hinderniß mehr.« Menschen durch Briefe zu binden, fiel Rilke leicht. Manchmal war ein Brief der Anfang einer Liebesbeziehung, oft der einer langen Freundschaft. »Oh, ich danke Ihnen, liebe liebe Frau, dafür dass Sie das Buch vom lieben Gott so gut zu empfangen, zu lesen und zu lieben wussten«, heißt es im Februar 1903 in einem

Schreiben an die schwedische Reformpädagogin Ellen Key. »Mir ist, wenn ich Ihre herzliche Stimme höre, als müsste ich noch viel so Gutes und Einfaches schaffen wie dieses Buch, mit dem ich mir Sie gewonnen habe.«

Gewinnend konnte Rilke sein, gerade auf dem Papier. Durch den Briefwechsel mit Ellen Key erfahren wir viel über ihn als Kind, über sein schwieriges Verhältnis zur Mutter. Wer hätte für ihn, für die Geschichte seiner unglücklichen Kindheit, ein besseres Ohr haben können, als die einfühlsame Pädagogin, die in ihrem Bestseller *Das Jahrhundert des Kindes* »die Majestät des Kindes« in den Mittelpunkt stellt. Rilke, der fünf Jahre unter der rigiden Erziehung in einem Militärinternat gelitten hatte, verfasste eine enthusiastische Rezension. Als Ellen Key aber nun selbst 1904 einen *Essay über Rainer Maria Rilke* herausbrachte, war er verstimmt. Er hoffte, »daß die spätere Buch-Ausgabe unterbunden wird«. Denn er fand in Keys Essay »viel vorgefaßte Meinung« und »viel guthmütiges und durch keine Erfahrung eingeschränktes Vor-Urteil«.

Durch einnehmende Worte hatte er eine Freundschaft herbeigeführt, durch scharfe wurde manch eine Beziehung beendet. Nie wurde der genaue Beobachter Rilke ungnädiger, als wenn er bei einem anderen, der über ihn schrieb, das Wort ungenau benutzt sah. Darin war er dem Herausgeber der *Fackel*, Karl Kraus, sehr ähnlich. Während Kraus kleinlich und rechthaberisch auf jedes falsch gesetzte Komma von Kollegen reagierte, griff Rilke zu einem Vergleich aus der Pflanzenwelt. Was ihm vorschwebte, war eine »innerste Sprache, die nicht gepflückt ist, oben, auf Stengeln, sondern im Sprachsamen erfaßt«.

Unbestechlich war Rilke allerdings nicht. Wenn er von einem Gönner großzügig beschenkt wurde, konnte

er falsche Töne ohne Kritik hinnehmen. Bedauerlicherweise war die durch ihren Bestseller zu Geld gekommene Ellen Key aber »geizig«; sie ging auf Rilkes Bittbriefe um finanzielle Unterstützung nicht ein. Das machte sie ihm bald weniger sympathisch. Trotzdem führte Rilke den Briefkontakt fort, unterrichtete die »liebe, liebe Ellen« noch im Oktober 1921 über die Verlobung seiner Tochter Ruth mit Carl Sieber und verabschiedete sich in seinem letzten Brief im November höchst freundschaftlich. Wenn er sich ihres Namens erinnere, dann »ist immer der alte Glanz in meinem Herzen. Mögest Du einen guten Winter haben.«

Auch wenn Rilke nur kurz verreist war, fand er bei seiner Rückkehr eine Vielzahl von Briefen vor. In seiner letzten Behausung, in dem durch ihn berühmt gewordenen Turm Muzot im Wallis, erreichten ihn täglich bis zu 20 Briefe. Der Briefflut beizukommen, hielt Rilke manches Mal von direkten Begegnungen ab: Besucher wurden vertröstet, Treffen mit Bekannten verschoben. Nicht selten wurde die Briefpflicht auch vorgeschützt, um unliebsame Begegnungen abzuwenden. Rilke entsprach es mehr, allein in seiner karg eingerichteten Klausur zu sitzen und sich in Gedanken ganz auf die Persönlichkeit des Adressaten einzustellen, als den Ansprüchen und Unvollkommenheiten einer wirklich anwesenden Person ausgesetzt zu sein.

Briefe waren für Rilke zeitlebens das wichtigste Medium und auch das beständige. In den »entleerten« Wochen und Monaten des Wartens auf dichterische Eingebung, auf »Inspiration (oder was das ist)«, waren sie unentbehrlich, um sich der eigenen Stimme versichern und sich in der Welt orientieren zu können. Nach Rilkes

Tod fand man ein mehr als 1.000 Namen umfassendes Adressenverzeichnis, das bei Weitem nicht alle enthält, mit denen er korrespondierte. Editoren schätzen, dass Rilke in den etwa 30 Jahren, die ihm zur Verfügung standen, über 20.000 Briefe verfasst hat. Da er von den wichtigen Kopien anfertigte, ging die Schreibarbeit noch darüber hinaus.

Auch von anderen Dichtern ist bekannt, dass sie große Briefschreiber waren. Johann Wolfgang von Goethe verfasste in seinem langen Leben etwa 15.000 Briefe. Er hatte jedoch das Glück und die Mittel, einen Sekretär einstellen zu können, dem er die Schreiben diktierete. Zudem sind seine Briefe von sehr unterschiedlicher Qualität, während man in denen Rilkes nirgendwo »ein müdes, ein feiges, ein unfestes Wort« findet, wie Hans Carossa bewundernd feststellte. Gegenüber dem Briefwerk erscheint Rilkes literarisches Werk erst einmal klein. Da aber die meisten seiner Briefe von einer hohen literarischen Qualität zeugen, sind auch sie unbedingt dem Werk zuzurechnen.

Die zahlreichen Menschen, die Rilke persönlich kennengelernt hatten, die seine Stimme kannten, seinen Gang, seinen Stil, sich sorgsam altmodisch zu kleiden, und seine intensive Art zuzuhören, die seine Bescheidenheit und Klugheit erlebt hatten und etwas davon wussten, durch wie viele Krisen dieser Mensch gegangen war, »standen«, wie André Gide wusste, »unter dem Zauber seiner Anmut und seiner Zärtlichkeit.«

Keineswegs machte er nur auf Frauen Eindruck, wie zahlreiche Kritiker bis heute hämisch bemerken. Für die Künstler, die sich mit seinem Werk auseinandersetzten und ihn schätzten, stehen Namen wie Stefan Zweig,

Robert Musil, Boris Pasternak, Hans Carossa, Hermann Hesse, Klaus Mann, André Gide, Lew Kopelew und nicht zuletzt Gottfried Benn. Der französische Dichter Paul Valéry schrieb kurz nach Rilkes Tod: »Ich sah in ihm, ich liebte in ihm den zartesten und geisterfülltesten Menschen dieser Welt, den Menschen, der am meisten heimgesucht war von all den wunderbaren Ängsten und allen Geheimnissen des Geistes.«

Valéry spricht ohne Scheu von den dunklen Kräften, die den über alle Maßen empfindungsfähigen und dadurch leicht störbaren Menschen heimsuchten. Rilke konnte durch den normalen Umgang mit Menschen – ein Besuch bei den Schwiegereltern, ein Treffen mit seiner Mutter genügten – aus dem Gleichgewicht gebracht werden. »Die ganze niedrige Geschwätzigkeit des Alltags« kostete ihn viel Kraft, vielleicht zu viel, um »am Wichtigen festzuhalten«. Deshalb suchte er so oft und unbedingt die Einsamkeit. Auch war er sich zeitlebens seiner Gesundheit nicht sicher und musste schon als Kind gegen seine schwächliche Konstitution ankämpfen. Das tat er bis zu seinem Tod mit bewundernswerter Langmut und Tapferkeit.

Zudem hatte er immer wieder die Befürchtung, von seinem Weg als Dichter abzukommen, von seiner Vorstellung eines Lebens als Künstler, zu dem gehörte, nur dann das Wort zu ergreifen, wenn er »der Herr« seiner »Tiefen« war. »Ich muss auf das Klingen warten in der Stille, und ich weiss, wenn ich das Klingen *dränge*, dann kommt es erst recht nicht.« Wenn sich die Tiefen endlich »auftun, strahlend und schön und schimmernd im Dunkel«, dann war seine Zeit als Dichter gekommen. »Aber ich habe nicht den Zauberspruch getan, Gott tut ihn,

wenn es Zeit ist, und mir gebührt nur, geduldig zu sein und zu warten.«

Rilke gehörte entschieden nicht zu den Menschen, die nebenbei noch journalistisch arbeiten oder sich mit einem erfolgversprechenden Thema an einen Buchmarkt hätten anpassen können. Er empfand ähnlich wie seine Künstlerfreundin Paula Modersohn-Becker, die beim Malen nie einen Markt oder ein Publikum vor Augen hatte. Ihr war der Gedanke, mit ihren Bildern Geld zu verdienen, fremd. Auch Rilke hatte nie Aussicht auf ein gesichertes Auskommen, sehr zum Verdruss mancher Freunde, die ihn unterstützten und auf seine finanzielle Unabhängigkeit drängten – in Unkenntnis darüber, dass um die Jahrhundertwende nicht *ein* deutschsprachiger Lyriker von seinen Buchhonoraren leben konnte.

Rilke tat nichts für eine gesicherte Existenz, nichts dafür, einen Ort, eine Bleibe für sich zu finden. Erst in seinen letzten sieben Jahren – er war einer Vortrageinladung in die Schweiz gefolgt – suchte er danach. Aber er machte sich immer wieder Gedanken darüber, wie er seine schutzlose Existenz sichern könnte: »Sollte man vielleicht sich zu einem ruhigen Handwerk retten«, fragte er Ellen Key, »und nicht bange sein um das, was an Frucht tief in einem reift, hinter allem Rühren und Regen? Manchmal denke ich, es wäre ein Ausweg, weil ich immer mehr einsehe, daß für meine Art nichts schwerer ist und gefährlicher, als mit dem Schreiben Geld verdienen wollen. Ich kann mich so gar nicht zum Schreiben zwingen; und allein schon das Bewußtsein, daß zwischen meinem Schreiben und des Tages Nahrung und Notdurft eine Beziehung besteht, genügt, mir die Arbeit unmöglich zu machen.«

Rilke war also kein Berufsschreiber, obwohl das Schreiben ihm tägliche Pflicht war. Der »als Kind verzärtelte« Erwachsene ging Härten nicht aus dem Weg, fast suchte er sie, als müsse er sich und der Welt beweisen, dass er auch die schwerste Last zu tragen in der Lage war. Er bewies es sich und wurde auf eine eigentümliche Weise hochmütig: »Wisset denn, daß der Künstler für sich schafft ... [seine Werke] sind nicht für euch. Rührt nicht daran, und habet Ehrfurcht vor ihnen«, formulierte Rilke in seinem toskanischen Tagebuch. Zu kostbar war seine Zeit, um literarische Auftragsarbeiten anzunehmen, die in sein Arbeitsfeld gepasst hätten. So blieb er zeitlebens auf Geschenke, Geldzuwendungen und unentgeltliche Beherbergung angewiesen. Um alles im Leben der großen Arbeit unterordnen zu können, schuf er sich ein weitverzweigtes Netz von Stützpunkten und Rückzugsorten.

Während er sich aber von begüterten Bürgern und Adeligen beschenken ließ, lobte er in seinen Schriften die »Armut«. Das war seine Art, sich von seinen Gönnern zu distanzieren, mit denen er als armer Mann, der er bis etwa 1910 war, weltanschaulich und politisch oft nicht übereinstimmte. Sein Vorbild war Franz von Assisi, der Sohn eines reichen Tuchhändlers, der sich von seiner Familie losgesagt und alles irdische Gut von sich geworfen hatte. Rilke besaß die längste Zeit seines Lebens nur das, was er mit seinen Händen von einer schäbigen Unterkunft in die nächste schleppen konnte.

Immer wieder stand er im umfassenden Sinn vor dem Nichts: finanziell, sozial und als Künstler. Er wusste nicht, wie viel Geld ihm in den nächsten Monaten zur Verfügung stehen, wo er am Ende eines Jahres wohnen

würde und vor allem nicht, in welche Richtung er sich als Dichter bewegen sollte. Er war als Künstler fortwährend »der Anfänger«, der keinem vorgegebenen Weg folgen konnte. »Kunst Dinge sind ja immer Ergebnisse des In-Gefahr-gewesen-Seins, des in einer Erfahrung Bis-ans-Ende-gegangen-Seins, bis wo kein Mensch weiterkann.«

Diese ungesicherte Lebensweise eines Künstlers zehrte an Rilke, nicht nur körperlich. Immer wieder litt er unter Depressionen und Angstattacken. In diesen Zeiten war es ihm unmöglich zu schreiben, produktiv zu sein. Aufforderungen seiner Freunde, einen Arzt aufzusuchen, lehnte er ab. Auch dem Rat von Lou Andreas-Salomé, sich einer Psychoanalyse bei Sigmund Freud zu unterziehen, kam er nicht nach. Er war ein Mensch, der so lange ausharren und Geduld haben musste, bis seine Natur »selber den entscheidenden Sprung thut: nur dann weiß ich, daß es meine eigene und echte Kraft war und nicht eine geborgte.« Um den besorgten Mäzen Karl von der Heydt von der Schwere seiner wiederkehrenden Krisen abzulenken, machte Rilke sogar Scherze. Wie Münchhausen müsse er sich »am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe ziehn, oder der liebe Gott wird es im letzten Augenblick durch einen geschickten Vogel besorgen lassen, der mich sänftiglich an besseren Geländen wird abzusetzen haben.«

In Paris, wo Rilke der Armut und Einsamkeit am stärksten ausgesetzt war, überfiel ihn die Angst mit unbekannter Härte. Über Monate hin waren da nichts als »tote Worte« in seinem Kopf. Er war in fürchterlicher Weise einsam. Einzig die Arbeit konnte ihn aus diesem elenden Zustand befreien. Dann war es ihm möglich, ohne Zustimmung von Menschen zu leben und ohne

Anerkennung. Dann war er ganz »unabhängig« in seinem Dichtersein und konnte sich in seinem »Weltinnenraum« bewegen. »Mit dem überlebensgroßen Engel der Einsamkeit kann man nur ringen, wenn man den Saft der Arbeit in sich hat, sonst wird seine Dämonie zur Überwältigung und zum fortwährend sich fällenden Urteil.«

Rilke hat in seinem Leben nur einen Roman geschrieben: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. Ungewöhnlich im Aufbau, besteht er aus 71 Aufzeichnungen des Protagonisten Malte, der in ihnen wie in einem Tagebuch seine Gedanken und Eindrücke festhält. Dabei stehen Erinnerungen an seine Kindheit im ländlichen Dänemark den Bildern der trostlosen Stadt Paris gegenüber. Dazwischen gibt es immer wieder essayistische Einschübe, Reflexionen über Kunst Dinge oder über den Sinn des Daseins.

Der Roman hat Rilke, der sich – mit Unterbrechungen – sechs Jahre an ihm erschöpfte, erst einmal keine guten Kritiken eingebracht. Auch seine damaligen Anhänger, die mit Begeisterung *Das Stunden-Buch* gelesen hatten, wie zum Beispiel Ellen Key, wussten mit dem Werk nichts anzufangen. Sogar Lou, die Rilke lange Zeit intellektuell am nächsten stand, neigte zu der Auffassung, dass er sich hier verirrt habe. Von den reichen Freunden ganz zu schweigen, die ein so schonungsloses Beobachten des Elends nicht begriffen. Ein Beobachten bis dahin, »wo kein Mensch weiterkann.«

Was Rilke bei seinem ersten Pariser Aufenthalt 1902 bis 1903 widerfahren war, ist hier zu einem Teil verarbeitet. Auch Malte ist 28 Jahre alt, auch er ist ein noch nicht anerkannter Dichter. Von dem Leben in Paris erhofft er sich, als Dichter voranzukommen. Aber die Großstadt

zeigt sich dem sensiblen Menschen vom ersten Tag an als bedrohlich: »So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin ausgewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler. Ich habe einen Menschen gesehen, welcher schwankte und umsank.«

Malte, selbst mittellos, macht Bekanntschaft mit der Not, der Hässlichkeit und dem Sterben. Bettler, Arme, Kranke, Diebe sind seine Nächsten; stinkende Hospitäler, in denen nur der Tod zu finden ist, seine Nachbarschaft. Das allgemeine Elend erschöpft den jungen Mann in einem Maße, dass er erkrankt. Die Angst überwältigt ihn. Nach der 71. Aufzeichnung Maltes endet der Roman. Ob Malte gesundet und in Paris Fuß fasst, bleibt offen.

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, mit denen Rilke 1904 in Rom begonnen hatte und sie nach einer intensiven Schreibzeit von 1908 bis 1910 in Paris vollendete, erschienen 1910. Das Werk war dem Autor seine »härteste und liebste Arbeit«. In die Literaturgeschichte ist es als der erste moderne europäische Roman eingegangen. Die Bilder, die Rilke für den modernen Menschen fand, der in einer Großstadt unter den unendlich vielen unbekannten Menschen vereinsamt, gehören zu den stärksten seiner Zeit. Der Angst schreibend zu begegnen, war für Rilke ein Grundthema, und zu den frühen Bildern der Kindheit hinabzusteigen, wie auch Malte es tut, war für ihn eine Notwendigkeit, um sich zu finden.

Rilke gehört zu den gefährdeten Dichtern, wie ein Jahrhundert vor ihm der früh vollendete Heinrich von Kleist. Von Goethe abgelehnt und im Glauben, dass sein Werk nicht die Anerkennung fand, die ihm zustand, nahm dieser sich mit 34 Jahren das Leben. Auch Rilkes etwas jüngere Zeitgenossin, Virginia Woolf, die mit

ihrem Roman *Mrs Dalloway* weltberühmt geworden ist, war ein leicht störrischer Mensch. Allein das Quietschen einer Londoner Straßenbahn konnte sie aus dem Gleichgewicht bringen. Nach mehreren schweren Nervenzusammenbrüchen regelte ihr Mann, Leonard Woolf, ihren Alltag, um sie zu stabilisieren, was ihm letztlich nicht gelang. Dazu kommt Franz Kafka, den Rilke schon 1914 für sich entdeckt hatte: Er litt unter jeder Störung von außen. Nur in der Stille der Nacht konnte er die Ruhe finden, um ans Werk zu gehen. Extremer Schlafmangel griff nicht nur seine körperliche Gesundheit an, sondern beeinflusste sein Schreiben.

Ohne Krisen und Krankheiten ist das Leben Rilkes nicht zu denken. Ohne seine besondere Art, sie in seinem Werk aufscheinen zu lassen, ist es nicht zu verstehen. »Gerade durch seine Ratlosigkeit, durch seine nie lange aussetzenden Anfälle von Ernüchterung und Verzweiflung« ist das Dichterwort so wahr, »vor allem durch seine nie endgültig zu bannende Erfahrung einer fast als absolut zu bezeichnenden existenziellen Angst. Er ist, wie viele großen Dichter, noch größer in seinen Niederlagen als in seinen Siegen«, stellt Eudo C. Mason fest.

Zu Anfang, als junger Poet, hat er sich hinreißen lassen, seine Erfahrungsarmut in glatte Verse zu gießen und hinter großem Kitsch zu verbergen. Dafür hat er sich später geschämt; er zählte die frühen Veröffentlichungen nicht mehr zu seinem Werk. Dann aber, in seiner reifen Zeit, hat er den Leser immer wieder in seine Geisteswelt führen können, in der – manchmal nur kurz aufblitzend – sich die Gesamtheit der Existenz spiegelt. Rilke ist der Dichter, dem es möglich war, das ganze menschliche Leben in zwei Zeilen zu verweben, und das ohne Über-

treibung. In der achten Elegie der *Duineser Elegien*, einem seiner kühnsten Werke, heißt es am Ende über unser übervolles Dasein: »Wir ordnens. Es zerfällt./ Wir ordnens wieder und zerfallen selbst.« Die Radikalität dieser Zeilen ist schwer zu ertragen.

Viele Zeitgenossen haben Respekt vor Rilkes Lebensentwurf gehabt, vor dem alles umfassenden Blick des sensiblen Außenseiters, während es nachfolgenden Generationen bald gefiel, einen ganzen Katalog aufzufächern, in dem sie seine Eigentümlichkeiten ins Lächerliche zogen. Wenig Verständnis fand sein komplizierter Lebensweg, noch weniger seine Lebensform, die »von allem Gewohnten, Üblichen, Nennbaren abwich«, wie Jean Rudolf von Salis formuliert, der Rilke in Muzot noch kennengelernt hatte. Seinen »Klagebriefen«, die »seiner labilen und oft verstörten Natur« geschuldet sind, begegnete man mit großen Vorbehalten. Noch befremdlicher erschien sein Umgang mit Mäzenen, seine Vorliebe für das Großbürgertum und den Adel. Auch seine Sehnsucht nach Liebe, die ihn zu vielen Frauen hinriss, aber zu keiner dauerhaften Beziehung führte, wurde belächelt. Dabei hatte Rilke ganz fortschrittliche Vorstellungen von der Ehe, von einer Partnerschaft: für ihn musste sie gleichberechtigt sein, die Frau sich in eigener Arbeit verwirklichen: »Die Liebe nimmt nicht Rücksicht auf unsere Einteilungen.« Weder der Staat noch die Kirche noch gesellschaftliche Konventionen hatten für Rilke bei der Liebe mitzusprechen: »Eines Tages wird das Mädchen da sein und die Frau, deren Name nicht nur ein Gegensatz zum Männlichen bedeuten wird, sondern etwas für sich, etwas, wobei man an keine Ergänzung oder Grenze denkt, nur an Leben und Dasein -: der weibliche Mensch.«

Rilke, seiner Zeit voraus, sah auch in der gleichgeschlechtlichen Liebe von Frauen nichts Verwerfliches: »Alles ist da feinste und geheimnisvollste Dosierung, und es kann sehr leicht und nicht nur ›ab-norm‹ geschehen, daß zwischen zwei Mädchen jene ergänzende Affinität stattfindet, die sie selbst zu der innigsten Sinnlichkeit berechtigt. Ich vermute, daß solchen Entzückungen unendlich mehr Unschuld innewohnt, als so mancher ›normalen‹ Beziehung.«

Der Freund Rudolf Kassner geht noch einen Schritt weiter, er schreibt, Rilke habe »die Frau von der Frau aus empfunden«. Weder war Rilke romantisch, noch zerbrachen seine Beziehungen an Weltfremdheit. Es gab nur einen Grund für das Scheitern: Die »im Voraus verlorne Geliebte« hatte keine Macht über Rilkes eigentliche Liebe, »die große Arbeit«. Ihr hat sich Rilke schon als Jugendlicher verschrieben; dass er dabei »rücksichtslos« vorgehen musste, wusste er. »Denn irgendwo ist eine alte Feindschaft/zwischen dem Leben und der großen Arbeit«, wie er 1908 im *Requiem* für die ein Jahr vorher verstorbene Paula Modersohn-Becker formuliert.

Wenn nur die leiseste Gefahr bestand, »von Frauenliebe in Ketten gelegt zu werden«, zog sich Rilke augenblicklich zurück. Dieses sich Losreißen von großen Gefühlen war nicht nur ein Befreiungsakt, sondern hat über die vormals Liebenden oft Unglück gebracht. Dessen war sich Rilke bewusst, seiner Mäzenin Marie von Thurn und Taxis gestand er nach einer gescheiterten Liebesbeziehung: »Aber ich möchte nicht Zerstörung und Unheil hinter mir lassen«. Aus diesem Zwiespalt heraus entstand Rilkes Sehnsucht nach dem »schwesterlichen Menschen«, den er sich so vorstellte: zugewandt, mütterlich

und anspruchslos – vor allem aber als einen Menschen, der »seine Einsamkeit« um der Arbeit willen »bewache«. Sein Biograf Wolfgang Leppmann konstatiert: »Rilke stellt einen Menschentypus dar, den es in derart exemplarischer Verkörperung kein zweites Mal gegeben hat und wohl auch nicht wieder geben wird: den Dichter.«

Rilke hatte stets seiner besonderen Neigung zu dem Wesen, das die Welt, die Welt des Mannes, alte Jungfrau nennt, Ausdruck gegeben. Nicht so sehr aus Mitleid im vagen Sinne, sondern weil er die Frau von der Frau aus empfand. Rilke war den Frauen ergeben wie vielleicht niemals ein Mann vor ihm. Darum existierte für ihn die sogenannte schöne Frau nicht.

Rudolf Kassner

1. Auflage 2025
© ebersbach & simon, Berlin
info@ebersbach-simon.de
Mozartstr. 2 | 12247 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen, moretypes, Berlin
Covermotiv: Rainer Maria Rilke mit Baladine Klossowska auf
dem Balkon des Muzot, 1923 © Schweizerische Nationalbi-
bliothek/Schweizerisches Literaturarchiv, SLA-RMR-FB_64
Satz: Birgit Cirksena · Satzfein, Berlin
Grafiken: Simone Frieling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH
Karl-Marx-Str. 24 | 07381 Pößneck
ISBN 978-3-86915-312-4

www.ebersbach-simon.de

Gedruckt auf Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft
Printed in Germany